Wort und Antwort

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **67 (2011)**

Heft 5

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Zeiten, als einen Baumstämme mehr interessierten als Wortstämme und der Schulschatz wichtiger war als der Wortschatz. «Am Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort»; diese Bibelzeilen aus der Konfirmandenzeit sind hängen geblieben – bis heute zwar wohl unverstanden, aber immerhin war klar, dass man das Wort zum Sonntag nicht immer wörtlich nehmen sollte. Und ob Gott ein Wortschöpfer oder eine Wortschöpfung ist, darüber will ich hier keine Worte verlieren.

Bekanntlich gab dann ein Wort das andere, das Wort wurde ergriffen oder einem erteilt. Das Wort wurde einem aus dem Munde genommen oder aber darin verdreht, bis es einem im Hals stecken blieb. Worte wurden gehalten und gebrochen, andere sogar auf die Goldwaage gelegt oder wurden berühmt und bekamen Flügel, wurden quasi geflügelt statt geadelt. Und das Wort wurde so wichtig, dass man gerne das letzte Wort hat, und das habe ich jetzt mit einem Wort: Ich.

Jürg Tanner
(«Schaffhauser Nachrichten»)

Wort und Antwort

Leserbrief zu Heft 4/11: Helen Christen: Mit Hochdeutsch auf Du und Du

Mit Hochdeutsch auf Du und Du

Dieser Beitrag hat bei mir Erinnerungen ausgelöst: Vor etwa 20 Jahren kam ich – nicht als Polizist, sondern als «Manager» – in die Lage, «von der Situation eingefordertes Hochdeutsch zu sprechen».

In unserem international tätigen Unternehmen folgte auf einen Berner als Generaldirektor ein Deutscher, was damals eher selten vorkam, heute aber wohl häufiger passiert. Als ihm direkt unterstellter Bereichsleiter war es für mich beim ersten Kontakt selbstverständlich, seine Fragen in meinem besten Hochdeutsch zu beantworten, also höflich und «adressatinduziert» zu reagieren (diesen Begriff kannte ich damals noch nicht).

Sogleich forderte er mich auf, mit ihm in meinem Dialekt zu sprechen; er verstehe ihn sehr gut. (Ich spreche Zürichdeutsch und nicht «Wallissertiitsch», wie man meines Geschlechtsnamens wegen vermuten könnte.) Also gebrauchte ich in der Folge meinen Dialekt.
Allerdings musste ich schon bald feststellen, dass mein Vorgesetzter eben doch nicht alles ganz genau verstand. So begann ich dann, von

einer Sprache in die andere zu wechseln oder zu switchen, wie man wohl heute sagen würde.
Wenn es um das (Wenige) Unverbindliche in unseren Gesprächen ging, erzählte oder antwortete ich im Dialekt, ging es aber «ums Lebendige», um das Wichtige und Wesentliche, das unbedingt richtig «ankommen» musste, wechselte ich ins Hochdeutsche. Eine neue Kategorie: «ziel- oder resultatinduziert»?

Der Chef hat dieses Hin und Her akzeptiert und mir sogar – nachdem er auch Texte von mir gelesen hatte – das Kompliment gemacht, ich sei einer der wenigen in der Firma, welche der deutschen Sprache mächtig seien. Gewiss eine sympathische Übertreibung; vielleicht ein schlechtes Zeugnis für viele andere, für mich jedenfalls ein Aufsteller.
Ein Kollege, dem ich dies voll Stolz erzählte, meinte zwar, dass unser CEO – von seiner Ausbildung her – als Mathematiker wohl kaum ein Deutsch-Experte sei. Nun ja, nicht nur Boni rufen Neider hervor ...

Carlo Werlen

Hinweis
Der Verfasser des in Heft 4/11 ohne Autorennamen veröffentlichten Leserbriefs «Der Zürichsee – gar nichts Einzigartiges» heisst Peter Kummer. Ich bitte um Verzeihung für die Unterlassung!
Nf.

Bücher

Robert Sedlaczek: Wenn ist *nicht* würdelos. Rot-weiß-rote Markierungen durch das Dickicht der Sprache. Ueberreuther, Wien 2010. 208 Seiten, Fr. 30.50

Wo «wenn» nach «würde» ruft – Ausflüge in die österreichische Umgangssprache

«Wir lassen uns nicht jeden Austriazismus als falsches Deutsch vermiesen», postuliert der österreichische Sprachbetrachter Robert Sedlaczek. Kolumnen aus der «Wiener Zeitung», in denen er diesem – auch aus Schweizer Sicht unterstützenswerten – Motto nachlebt, hat er als «rot-weiss-rote Markierungen» in einem Buch vereint, unter dem Titel «Wenn ist *nicht* würdelos». Der alte Merksatz «Wenn ist würdelos» muss ihm als Inbegriff deutscher Normierungswut erschienen sein. Ältere Semester mögen auch in der Schweiz das Verdikt noch in den Ohren haben, mit dem gestrenge Lehrkräfte versuchten, ihren Zöglingen Sätze wie den folgenden auszutreiben: «Wenn ich betrügen würde, würde